

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Mary Prinsop war, was die Welt „verloren“ nennt — ein „schlechtes Mädchen“ — eine Ausgestoßene, sie hätte aber eine Heilige sein können mit der ihr angeborenen Güte. Ich habe Grund, von ihr Gutes zu sagen, denn ihr danken wir Josua's Leben. Bald nachdem wir sie kennen gelernt, wurde Josua in der elenden Kammer, die wir bewohnten, krank. Weder er noch ich wünschten, daß er ins Hospital gehe. Wir Beide hatten eine große Abneigung dagegen, die Barmherzigkeit der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, und so sagte ich ihm, er solle nicht ins Hospital gehen, ich würde doppelt angestrengt für uns Beide arbeiten. Aber meine vermehrte Arbeit — ich arbeitete Ueberstunden — zwang mich, ihn täglich zwölf Stunden und mehr allein zu lassen, und Mary Prinsop, deren „Freundin“ sich grade von ihr getrennt hatte, um in ein Kleidergeschäft im Westend einzutreten, kam herüber und pflegte ihn und rettete sein Leben. Sie machte das Feuer an, kochte ihm Suppen und andere Speisen, gab ihm die Arznei, wusch seine Kleider und pflegte ihn in jeder Weise. Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, fand ich sie da, und Alles war so hübsch hergerichtet, wie nur ein Weib es vermag: Josua's Bett gemacht und für die Nacht in Ordnung, mein Abendbrot bereit und warmes Wasser, damit ich mich reinigen könnte — wir hatten nämlich zusammen nur eine Stube — und dann konnte ich keinen tugendhaften Abscheu vor ihr empfinden, sie war unsere Schwester — unsere Schwester in Kummer, Armuth und Elend.

Mit Freuden würde Josua sie ihrem Leben entzogen und in eine reinere Atmosphäre gebracht haben. Er war aber selbst so arm und gab von einem Wenigen so viel weg, daß er mit dem Rest sich nur aufs Knappste durchschlagen konnte, und was das Heirathen anbelangt, so war das ganz außer Frage. Unter diesen Umständen vermochte er ihr weder eine unabhängige Stellung, noch ein Heim zu verschaffen, das die Welt nicht mißdeuten hätte. Indes thaten wir, was wir konnten. Ich sage absichtlich wir, weil dies Denjenigen unser Verhältniß klar machen wird, die

unverdorben genug sind, es nicht absichtlich falsch aufzufassen. Wir halfen ihr und sie half uns, wie und wo wir konnten. Wir arbeiteten für ihren Unterhalt, und sie verrichtete unsere häuslichen Arbeiten. So enthoben wir sie der Nothwendigkeit, ihr trauriges Gewerbe fortzusetzen. Es gab dies aber die Veranlassung zu allerlei Gerede; man zieh uns des Umgangs mit schlechten Frauenzimmern, man sagte uns sogar nach, wir lebten theilweise von Mary's Prostitution, und selbst unsere Arbeitsgenossen sahen uns über die Achsel an. Josua war jedoch fest entschlossen, zu thun, was er für Recht hielt; und was die Leute von ihm sagten, welche die Thatfachen und Beweggründe nicht kannten, das machte so wenig Eindruck auf ihn, wie Hunde, die einen Schatten anbellten. Die Sache war ihm Alles, der Schein gleichgültig; was die Leute urtheilten, beirrte ihn nicht. Mary Prinsop war ihm nur eine Gelegenheit, seine Grundsätze zu bethätigen.

Eines Tages wurde er in meiner Gesellschaft auf der Straße sehr derb mit „seiner Person“ aufgezo-gen; er antwortete den Spöttern mit Ruhe: „Kameraden! Ihr nennt euch Christen — wohlan! sagt, nahm Christus die Maria Magdalena und alle Sünder zu sich oder that er es nicht? Wenn er es that, — und daß er es that, werdet ihr nicht leugnen — bin ich dann zu gut, ihnen zu helfen?“ Man verspottete ihn noch ärger, „rempelte“ ihn, bewarf ihn mit Schmutz. Das brachte ihn aber nicht aus dem Gleichmuth; indem er den Schmutz von seinem Rock abwischte, sagte er zu mir: „Du fürchtest dich doch nicht, John? Du wirst doch fortfahren, den rechten Weg zu gehen, was auch kommen möge?“ Nicht ein Wort auch nur der Ungeduld gegen Diejenigen, die uns mißhandelten, uns Henschler, Scheinheilige, Lumpen und Schlimmeres nannten, kam über seine Lippen. Ich beruhigte ihn. Nein, ich fürchtete mich nicht; ich würde Schulter an Schulter mit ihm Allem die Stirn bieten; wohin er mich führte, würde ich folgen, und wenn wir bis zum Hals in den Sumpf der Verleumdung einsanken. Und davon waren wir wahrhaftig nicht weit entfernt.

Unter den übrigen zweifelhaften Charakteren, die unsere Gasse beherbergte, war ein gewisser Joe Traill, der wegen kleiner Diebstähle und dergleichen oft im Gefängniß gewesen, das letzte Mal aber des nächtlichen Einbruchs überführt worden war. Man hatte ihn auf eine Freikarte*) entlassen; dieselbe schwebte jedoch in großer Gefahr, denn Joe hatte bereits wieder Verschiedenes auf der Kreide, das ihn von Neuem dem Zuchthaus bedenklich nahe brachte. Die Ehrbarkeit der „ehrbaren“ Leute und die Polizei thaten ihr Möglichstes, den armen Tropf in den Schlamm zurückzustoßen, der leider nur zu sehr sein natürliches Element war. Von frühester Jugend wälzte er sich im Schmutz: ein Kinnsteinkind, in dessen Adern schon von der Geburt, durch Vererbung, giftiges, verderbtes Blut rann, ein Dieb, der Sohn von Dieben, der Enkel von Dieben, ein Ding von Roth vom Scheitel bis zur Sohle, inwendig und auswendig; schmutzig, lieberlich, vagabundierend, und mit nicht mehr Begriffen von Sittlichkeit, als er von Erziehung hatte. Seine einzige Moral war seine Geschicklichkeit, die Gesetze zu brechen, ohne erwischt zu werden; und, wenn das Glück ihm den Rücken kehrte, dann war er geneigt, sehr niedrig von sich zu denken.

Er war einer jener Unglücklichen, die der tugendhaften, gebildeten Gesellschaft ein Greuel sind, weil sie ihr zum Ekel und zur Schande gereichen. Und die tugendhafte, gebildete Gesellschaft, die mit ihm, wie er nun einmal war, nichts anfangen konnte, suchte sich ihn aus den Augen zu schaffen und sperrte ihn hinter Schloß und Riegel. Auf unsrer großen Erde war kein Platz für Joe. Es gab keine regelmäßige Arbeit für ihn, weil er keine gelernt hatte, und wenn er durch Zufall Beschäftigung fand, verlor er sie wieder nach einem oder zwei Tagen auf geheimnißvolle Weise; er mochte noch so schlau sein, die Spürhunde der Polizei witterten ihn aus. Eines Abends sagte er uns in seiner halb scherzhaften Art — der arme Joe! er hatte nicht Kraft genug, um selbst sein Mißgeschick ernst zu nehmen —, es bleibe ihm nichts übrig, als auf den alten Weg zurückzukehren, und im Kampf mit der Gesellschaft sein Glück zu versuchen, heut oben, morgen unten, wie das Kriegsglück es mit sich bringe.

„Wir wollen sehen, ob sich nichts Besseres findet,“ erwiderte Josua. „Das Einbrechen ist ein schlechtes Geschäft, Joe.“

„Aber gerade das Geschäft, welches ich verstehe, Herr Moralprediger,“ lachte der Dieb, „und Hungers sterben ist ein schlechterer Spaß als in Numero Sicher zu brummen.“

„Gut, bis du etwas Besseres gelernt hast, theile mit uns, was wir haben!“ sagte Josua. „Haben wir auch nicht das Delirium der Wittve . . .“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was das ist!“ fiel Joe ein.

„. . . So haben wir doch etwas ebenso Gutes,“ fuhr Josua fort, „und es ist besser, vier Personen leben knapp zusammen, als daß Einer im Zuchthaus seine Ration zugemessen bekommt.“

So war unser kleiner Kreis um eine Person vermehrt worden, wir hatten einer Prostituirten einen Räuber hinzugefügt.

„Das ist, was Christus gethan haben würde,“ sagte Josua, wenn man ihm Vorstellungen machte, „er lebte unter den Ausfägigen, die Niemand berühren wollte und deren Gegenwart Ansteckung war. Aber er heilte Einige unter ihnen und das will ich mit diesen thun.“

Aber die Polizei war anderer Ansicht. Sie versteht kein praktisches Christenthum, es müßte denn von einem reichen Lord oder einer reichen Lady geliebt werden. Und selbst dann lacht sie sich ins Häuschen über die „grünen“ Phantasten. Wenn aber ein Zimmergefell einen „Gefängnißvogel“ beherbergte und täglich mit schlechten Charakteren verkehrte, konnte die Polizei nur zu dem einen Schluß kommen, daß der Zimmergefell nicht besser sei als sein Umgang. Sie behielt das natürlich nicht bei sich, und eines

*) Ticket of leave (sprich tidet of liff), die Freikarte, welche Verbrecher vor Ablauf ihrer Haftzeit erhalten, und auf Grund deren sie unter der Bedingung, daß sie sich gut anführen, entlassen werden. Tritt ein Rückfall ein, so wird die Freikarte widerrufen und der Rest der Strafe muß abgeessen werden.

Morgens wurden Josua und ich, nachdem wir lange mit schiefen Blicken von unseren Kameraden waren angesehen worden, hinauf zu unserem „Meister“ gerufen und bekamen unsere Entlassung aus dem Geschäft. „Seine anderen Leute wollten nichts mit uns zu thun haben, und nach Allem, was er über uns gehört, wundere er sich darüber nicht.“ Nach einigen gut gemeinten Warnungen vor „schlechtem Umgang“ gab er uns unsern Wochenlohn und wir fanden uns erwerbslos in der großen Menschenwüste von London.

Josua war indeß unbesorgt. Am Abend erzählte er Joe und Mary, daß wir aufs Pflaster geworfen seien, daß er sie aber nicht verlassen würde, komme, was da wolle. Wir würden nach wie vor Freud und Leid theilen, sie sollten nur guten Muths sein und sich tapfer halten, wir würden uns dann schon durchschlagen. Wie, das war freilich ein Räthsel. Doch dies ist, was er sagte und versprach.

Mary sah ihm ins Gesicht mit einem Blick, der sie einem Engel ähnlich machte — denn in der That, sie war ein hübsches Mädchen — und sagte: „Wenn ich auch verhungern muß, Josua, ich werde nie wieder auf die Straße gehen!“ Und der arme Joe lachte erst, dann schluchzte er gleich einem Weibe und sagte: „Du würdest besser gethan haben, mich meinem Schicksal zu überlassen. Ich habe dir kein Glück gebracht, ich bin eben ein Taugenichts, und es verlohnt sich nicht der Mühe, mir aufzuhelfen zu wollen.“

„Dummes Zeug, Joe,“ erwiderte Josua, „es verlohnt sich allerdings der Mühe, euch Beide zu retten, und ich will es.“

Ich konnte nicht umhin, zu denken, daß dieses „Ich will“, mit solch männlicher Zuversicht, solch tiefem Ernst ausgesprochen, eine schwerere Glaubensprobe war als die knabenhafte Schwärmerie in dem Felsenthal, und daß die Aufgabe, ein Mädchen von der Straße zu retten, das sonst nichts zu thun verstand, was von der Welt verlangt wird, und einen armen, tiefgefunkenen Herumstreicher, wie Joe, aus dem Schlamm zu heben, eine größere That war, als einen Felsblock im Namen Gottes von der Stelle zu bewegen.

Wir Alle, seine alten Cornischen Freunde, die ihm nach London gefolgt waren, und einige neue Freunde, die er sich in London erworben, schworen, ihn nie zu verlassen und bis zum letzten Augenblicke bei ihm zu stehen. Denn wir erwarteten, daß er einst Großes thun würde, Etwas, das die Welt vorwärts brächte und zur Lösung der großen Fragen, welche die Gesellschaft bewegen, beitragen würde. Es ist wahr, wir waren arm, mittellos — lauter Arbeiter, ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, ohne politische Macht, ohne Stellung in der Gesellschaft — eine Handvoll Enthusiasten, mit dem Vorsatz, das Menschenideal zu verwirklichen, früher durch den Glauben, jetzt durch die Arbeit. Aber wir hatten eine Seele — einen Führer, an den wir glaubten, und wir vertrauten auf uns selbst. Es war eine schwere Zeit; nach und nach wanderte Alles, was wir besaßen, in das Pfandhaus, selbst unser Werkzeug. Als dieses ging, schien es uns, alle Hoffnung wäre gegangen. Aus Mangel an Nahrung singen wir an, uns schwach und elend zu fühlen. Da erhielt Josua „von einem Freunde“ einen Brief mit einer Fünfspfundnote. Wir erfuhren nie, woher er gekommen und hatten auch nicht die geringste Spur, es errathen zu können. Ganz gewiß aber ist, daß weder Mary es in der alten Weise erworben, noch Joe es gestohlen hatte. Wer es geschickt hat, blieb uns stets ein Geheimniß. Ich hatte immer vermuthet, und vermuthete heute noch, daß Mary ihre Hand dabei im Spiele hatte. Ich glaube, sie lieb das Geld von einem Künstler, dem sie als Modell saß, woraus sie kein Geheimniß machte, und gab es zurück, als wir wieder Verdienst genug hatten. Wie dem aber auch sein mag, das Geld kam gerade zur rechten Zeit; gleich nachher bekamen Josua und ich eine Stelle angeboten, die wir nicht hätten annehmen können, wären wir nicht im Besitz einer genügenden Summe gewesen, um unser Werkzeug aus dem Pfandhaus zu holen. Es war eine Zeit bitterer Noth für uns gewesen — nun, sie ging vorüber, ohne ernstlichen Schaden für Einen von uns. Joe und Mary hatten treu ausgeharrt.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Büchner.

V.

In Straßburg wandte sich Büchner wieder ganz seinen ersten Studien zu: beinahe auf sich allein angewiesen, suchte er sich mit aller Kraft eine Stellung zu erringen. Sein Erfolg auf dem Felde der dramatischen Poesie war weit entfernt, ihn seinem ursprünglichen Studienplane zu entfremden. Wenn er auch die praktische Medicin entschieden aufgab, so setzte er doch die naturwissenschaftlichen Studien um so eifriger fort. Nachrichten aus Zürich über die schlechte Besetzung einiger naturwissenschaftlichen Fächer ließen ihn den Gedanken fassen, sich für einen Lehrcursus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorgetragen worden war, vorzubereiten. Der berühmte Lauth und Düvernoy, Professor der Zoologie, leisteten ihm für diese Studien allen Vorschub, und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliothek sowohl, als einiger bedeutenden Privatbibliotheken möglich. Einige leichte literarische Arbeiten, die ihn zwischen durch beschäftigten, betrachtete er mehr als Erholung. Auf Sauerländer's Ansehen überfegte er in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die „Tudor“ und „Borgia“ mit echt dichterischer Verwandtschaft zum Original. Alfred de Musset zog ihn, wie Gukow erzählt, an, während er nicht wußte, „wie er sich durch Victor Hugo durchznagen solle“, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen“, Alfred de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitten“. — In Gukow's Literaturblatt sollte Büchner auf dessen Wunsch Kritiken der neu erscheinenden französischen Literatur liefern. — Zugleich mit den naturwissenschaftlichen Studien betrieb Büchner in Straßburg philosophische, und zwar namentlich als Grundlage „Geschichte der Philosophie“. Unter den neueren Philosophen waren es Cartesius und Spinoza, mit deren Systemen er sich hauptsächlich beschäftigte und aufs Innigste vertraut machte. Daneben fand sein rastloser Eifer noch Zeit, das Englische zu erlernen. Er studirte meist anhaltend von Morgens früh bis um Mitternacht. — Seine vergleichend-anatomischen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Er ging sogleich an die Arbeit, und dieselbe beschäftigte ihn fast ausschließlich in dem Winter von 1835 auf 1836.

Im Oktober 1835 erhielt Büchner durch besondere Vergünstigung eine französische Sicherheitskarte, die ihn aller Chikanen überhob, welche damals gegen die Flüchtlinge in Folge auswärtiger Noten im Schwange waren. Die deutschen Regierungen träumten nämlich fortwährend von Einfällen über den Rhein, welche von den paar Mann — in Straßburg mochten etwa zehn leben — ausgeführt werden sollten. — Büchner besaß einen kleinen, aber bedeutenden Kreis von Freunden, worunter Professor Baum, der um jene Zeit mit einer Abhandlung über die Methodisten einen französischen Preis von 3000 Franken gewonnen hatte, ferner die beiden Dichter Stöber (Adolph und August), Follenius und Andere. —

Im September 1835 wurde bekanntlich als Organ des „Jungen Deutschland“ die „deutsche Revue“ durch Gukow und Wienberg gegründet, und sollte mit Anfang des Jahres 1836 erscheinen. Büchner wurde zum Mitarbeiter eingeladen. Er sagte zu, wenn auch nicht zu regelmäßigen Beiträgen, und sein Name wurde unter den Mitarbeitern in der Ankündigung aufgeführt. Für diese deutsche Revue hatte Büchner seine Novelle „Lenz“ bestimmt. Er hatte in Straßburg interessante und bis da unbekannte Notizen über Lenz, den unglücklichen Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, den Jugendfreund Goethe's, erhalten. Lenz, nachdem er sich längere Zeit mit Goethe zugleich in Straßburg aufgehalten, verliebte sich in die bekannte Goethe'sche Friederike und wurde zuletzt verrückt. Die Novelle ist, da die deutsche Revue noch vor ihrem Erscheinen unterdrückt wurde, leider Fragment geblieben und behandelt in dieser Form jenen Moment in Lenz's Leben, wo derselbe, nachdem er in Weimar

nicht bleiben konnte, zum zweiten Mal in das Elsaß und, in einem halbwahnsinnigen Zustand, zu dem durch seine pietistische Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Waldbach kam. Büchner hat seine Erkundigungen über diesen Aufenthalt Lenz's an Ort und Stelle eingezogen. Das Fragment bildet das dritte Stück in der Sammlung und ist zuerst in Gukow's „Telegraph“ im Jahre 1839, als der Verfasser schon zwei Jahre todt war, abgedruckt worden. Wir setzen die Bemerkung her, mit der Gukow damals den Abdruck begleitete:

„Diese Probe von Büchner's Genie wird aufs Neue beweisen, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturanschuldungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüthes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchgedrungen; wir müssen erstauern über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproductive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt.“

„Mit dem Verbot der „Deutschen Revue“ war die literarische Verbindung und Richtung, die man das „Junge Deutschland“ nannte, so ziemlich zu Ende, und seine Koryphäen verfolgten von nun an jeder seinen eigenen Weg. Büchner's Verhältniß zum Jungen Deutschland und seine Meinung über dasselbe ist in einem Brief vom 1. Januar 1836 sehr deutlich ausgesprochen. Er sagt da: „Lebrigens gehöre ich für meine Person keineswegs zu dem sogenannten Jungen Deutschland, der literarischen Partei Gukow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgestaltung unserer religiösen und gesellschaftlichen Ideen möglich sei.“

Da Büchner die Absicht hatte, schon im Frühling des Jahres 1836 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, so beilte er sich mit seiner Abhandlung sehr. Im März 1836 war sie fertig, und nachdem er in der Straßburger „Gelehrten Gesellschaft für Naturwissenschaften“ mit sehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenstand gehalten hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag der Professoren Lauth und Düvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieselbe zum Druck auf ihre Kosten zuzulassen. Zugleich ernannte sie Büchner zum correspondirenden Mitglied. Die Schrift erhielt den Titel: Sur le système nerveux du harbeau (über das Nervensystem der Barben (Fische)), und wurde von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften für eine meisterhafte Arbeit erklärt, die zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Theils die Verzögerung des Druckes der Schrift, theils politische Maßregeln, die damals gegen die Flüchtlinge in der Schweiz ergriffen wurden, bewogen Büchner, seine Uebersiedelung nach Zürich noch bis zum Herbst zu verschieben. Die ihm dadurch freigewordene Zeit benutzte er, um sowohl seinen anatomischen Cursus bis zu Ende vorzubereiten, als auch namentlich zur Vervollständigung seiner philosophischen Studien. Er präparirte, um mit zwei Fächern ausgerüstet nach Zürich zu kommen, einen vollständigen Lehrcurs über „die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza.“ In dem Nachlasse befindet sich sowohl eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Darstellung der Systeme von Cartesius und Spinoza, als auch eine ganz ausgearbeitete Geschichte der älteren griechischen Philosophie. Da Büchner in demselben Sommer auch dramatische Poesien vollendete, von denen wir noch reden werden, so beweisen diese Arbeiten einen enormen Fleiß. Seine Mutter und Schwester, die ihn diesen Sommer in seinem Exil besuchten, fanden ihn zwar gesund, aber doch in einer großen nervösen Aufregtheit und ermattet von den anhaltenden geistigen Anstrengungen. Er äußerte damals oft: „Ich werde nicht alt werden.“ Dennoch ließen sein angeborener Lebensmuth

und die Aussicht in eine ruhmvolle Zukunft ihn oft sehr heiter sein. Er schreibt um diese Zeit an Gutzkow:

„Lieber Freund!

„War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen.

„Was war da zu machen?

„Sie sind in Frankfurt und unangefochten!

„Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Nebstüchel (Straßburger Gasthaus) angelopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

„Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's*) Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

*) „Menzel, der Franzosensfresser“, den Börne so gründlich abgethan. Er ist vor nicht langer Zeit gestorben, nachdem er in seinen alten Tagen noch Bismärcker geworden.



Mirabeau. Originalzeichnung. (Siehe Seite 60.)

„Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

„Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

„Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Conzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Masse auf-

geben wollen. Und die große Masse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod*) — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

*) „Blut und Eisen“, sagte Bismarck.



Zu spät!

„Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelegt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Rosenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.“

„Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren, und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erleben ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.“

„Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unseren Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben! so aber friert man erkämlich.“ —

Der Mensch.

Von J. Most.

II.

„Der Boden, auf welchem der erste Mensch entstand, war ein Thier, seine erste Mutter war ein Thier und die erste Nahrung seines Mundes die Milch eines Thieres.“
Reichenbach.

Will man das Wesen des Menschen und seinen Zusammenhang mit der organischen Welt begreifen lernen, so muß man sich vor Allem die Mühe nehmen, ihn in seiner jetzigen Gestalt genauer zu betrachten und sodann die mit ihm am nächsten verwandten Thierarten daneben zu halten. Es versteht sich von selbst, daß man sich nicht damit begnügen darf, die Menschen unserer direktesten Nachbarschaft allein ins Auge zu fassen, obwohl auch hier schon ungemein viel Thierisches sich darbietet; vielmehr hat man nachzusehen, wie der Mensch in seinen verschiedenen, namentlich in den niedrigeren Abstufungen beschaffen ist. Man gelangt da — wenn man beim schönsten Kaukasier oder weißhäutigen Menschen anfängt und bis zum Australier abwärts schreitet — von Stufe zu Stufe zu unschöneren Gestalten, so daß man am Ende bei einer Menschenorte anlangt, die von den vornehmsten Affen nur in ganz geringem Maße sich unterscheidet.

Im folgenden Artikel (III.) wird nun aber gezeigt werden, daß es Zeiten gegeben hat, wo solche niedrig organisirte, ja noch viel niedriger organisirte Menschen als die einzigen Repräsentanten ihres Geschlechts die Erde bewohnten, während von solchen Wesen, wie man sie gegenwärtig in dem kultivirten Theile der Welt antrifft, noch nirgends eine Spur zu sehen war. Man kann daher füglich die civilisirte Menschheit vorläufig aus dem Spiele lassen und sich zunächst damit begnügen, die Ueberbleibsel unserer unmittelbaren Vorfahren einer Betrachtung zu unterziehen.

„Es gibt,“ sagt Büchner, „Menschen und Menschenrassen, welche kaum mehr Verstand besitzen als gewisse Thiere... Die niedrigst stehenden Stämme unter den sog. Ozeanern und Afrikanern entbehren aller allgemeinen Ideen oder abstrakten Gedanken. Vergangenheit und Zukunft bekümmern sie nicht, sie leben nur in der Gegenwart. Der Australier hat keine Worte für die Begriffe Gott, Religion, Gerechtigkeit, Sünde etc.; er kennt fast keine andere Empfindung als die des Nahrungsbedürfnisses, dem er auf jede Weise zu genügen trachtet, und gibt dieses durch rohe Grimassen oder Geberden kund.“

Nach den übereinstimmenden Berichten vieler Reisenden sind die Ureinwohner Australiens völlig uncivilisierbar. Ohne alle Kleidung laufen sie umher und schlafen, wo sie gerade die Nacht ereilt; höchstens bauen sie sich eine Art Hundehütte aus Baumrinde. Nach den Bildern, die der englische Bischof Nixon von verschiedenen Exemplaren dieser Menschen aufnahm, ist ihre Ähnlichkeit mit den Affen ganz unerkennbar. Als Nahrungsmittel dient ihnen Alles, was ihnen von Pflanzen oder kleineren Thieren unter die Finger kommt; sie verzehren Beeren und Wurzeln nicht mehr zubereitet, als Insekten, Würmer, Schlangen etc. Irgendwelche „allgemeine Grundsätze“ sind ihnen absolut nicht beizu-

bringen, und die Missionäre haben längst die Hoffnung aufgegeben, sie für die „Seligkeit“ zu gewinnen. Selbst Familie und Ehe sind durchaus unbekannt; die Mutter kümmert sich um ihr Kind nur in der ersten Zeit, wie sich auch die Thiere eine Zeitlang um ihre Jungen kümmern. Die „Sprache“ dieser Menschen besteht aus einigen Hunderten von „Wörtern“, d. h. aus allerlei Quirlauten, womit sie die nächstliegenden Gegenstände bezeichnen.

In jenen Theilen Afrika's, die man bis jetzt durchforscht hat — und in den tiefer im Innern gelegenen Gegenden dürfte es allen Anzeichen nach kaum besser stehen —, traf man gleichfalls Menschenarten mit affenmäßiger Lebensweise. Burton sagt von den Negern Ostafrika's, sie seien „Wesen ohne jeden Moralbegriff, sowie ohne jedes, über den nächsten Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren hinausreichendes Denken“. Die Kotsch-Neger nennt Baker „die reinsten Affen, die sich in ihrer Nahrung lediglich auf das verlassen, was ihnen die Natur bietet“. Die Sudan-Neger werden von dem Missionär Moorlang als „unter dem Vieh stehend“ bezeichnet. Und einer Menge anderer afrikanischer Stämme stellen zahlreiche Reisende, wie Anderssohn, Livingstone, Leighton, Krapf u. s. w. die nämlichen schlechten Zeugnisse aus; manche werden sogar als fast völlig behaart beschrieben.

Die Ureinwohner der philippinischen Inseln, gleichfalls Negern, stehen den oben erwähnten Afrikanern an Wildheit nicht nach. „Dieser Negern,“ sagt Hügel, „lebt wie ein wildes Thier in Bergen und Wäldern; er ist von unansehnlicher Gestalt, zwerghaftem Wuchs, ausgezehrten Armen und Beinen, magerem Körper mit schwarzen und rothen Haaren bedeckt... In Manila werden diese Negern um nichts besser als eine Art Affen angesehen...“ Sie wohnen in Erdlöchern oder auf Bäumen, wobei ihnen sehr zu statten kommt, daß ihre Beine weit auseinander stehen und sehr beweglich sind, so daß sie sich damit in den Zweigen festhalten können. Andere Inseln des indischen Archipels, wie Borneo, Sumatra u. s. w. bergen in ihren Wäldern fast durchgängig derartige Menschen. Ihre Sprachen werden als „thierisches Geschnatter“ bezeichnet. Gibson hat mehrere solcher Stämme kennen gelernt und beschrieben. Er sagt, daß man diese Menschen nicht civilisiren könne, auch seien sie zu keinerlei Arbeit verwendbar, dagegen besäßen sie die größte Ähnlichkeit mit den Affen.

Selbst Indien mit seiner uralten Kultur hat noch ganz uncivilisirte Menschen aufzuweisen. Es sind dies vermuthlich die eigentlichen Ureinwohner, welche seinerzeit von den Hindus verdrängt wurden und jetzt nur noch in unzugänglichsten Wildnissen hausen. Die unter dem Namen Paria bekannten und allgemein als äußerst tiefstehend bezeichneten Menschen scheinen noch die civilisirtesten zu sein, wahrscheinlich, weil sie mit anderen Leuten

wenigstens einigermaßen in Berührung kommen; dagegen sollen die eigentlichen Dickicht-Bewohner noch vollständig in der Thierheit stecken. Büchner bemerkt auf Grund mehrfacher Beschreibungen, der Beobachter dieser traurigen Wesen sei im ersten Augenblick im Zweifel, ob er Menschen oder menschenähnliche Affen vor sich habe.

Endlich besitzt auch Amerika eine Anzahl völlig thierischer Volksstämme (wenn man bei Menschen, die wie das Vieh durcheinander leben, überhaupt von „Volk“ reden kann), so z. B. die Cahibes in Südamerika, die Botokuden, die Bewohner des Feuerlandes etc. Was von anderen Urwildern gesagt wurde, gilt auch für diese.

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

V.

Keine schlimmere Sklaverei gibt's auf Erden mehr, als die, welche die Herrschaft des Geldes tagtäglich neu begründet. So ein Geldtyrann hält mich an unsichtbaren Banden fest; er verlegt meinen Stolz — und ich schweige; er greift meine Ehre an — ich zucke zusammen und schweige; er dringt in das Heiligthum meiner Familie — und ich wage den Frechen nicht zu züchtigen; er lebt von mir, von meiner Hände, meines Geistes Früchten, und dennoch ist er mein Herr, denn er kann mich noch schlimmer schädigen, er kann mir das letzte Möbel aus der Wohnung holen lassen, mich und meine Familie auf den Strohsack legen, mich erwerbsunfähig machen, mich dem müßigen Geschwäg schadensfroher Nachbarn preisgeben, meinen Ruf untergraben, und schimpflich ist es schon, in Rinaldowsky's Händen gewesen zu sein, seine Hülfe gebraucht zu haben.

Er aber schaukelt sich behäbig und sicher auf dem Polstersessel, den die Bourgeois-Gesetzgebung dem Geldsack und seinen Besitzern geschaffen. Vor ihm besteht keine menschliche Größe, wenn sie nicht zu einem achtungswerthen Besitz abdirt ist. Hohe Staatsbeamte verlieren ihm gegenüber ihre bureaukratische Steifheit, der Richter seine Amtsmiene, der Geistliche seine Salbung, der Sohn des Mars fürchtet ihn mehr als eine feindliche Compagnie, Künstlergröße muß sich vor ihm bengen — der Geldsack, oder wer ihn besitzt, regiert diese schöne Welt.

War es zu verwundern, daß auch der ehrenwerthe Beamte sein graues Haupt vor einem Menschen neigte, der ihn in ewiger Contribution und sonst in beängstigenden Sorgen halten konnte wegen einer Schuld, die nach vernünftigen Verhältnissen schon längst getilgt war?

Rinaldowsky's graue stehende Augen haben gleich an dem Gesichtsausdruck und an der Haltung des Neueingetretenen erkannt, daß auch dieser Basall noch nicht sobald aus seiner Abhängigkeit entschlüpfen wird, und er beruft sich um so zuversichtlicher auf dessen Zeugniß.

Der ehrliche Handwerker ist im ersten Augenblicke halb erstarrt ob dieser frechen Anschulddigung, da er aber die ehrwürdige Erscheinung des Angerufenen erblickt und ihn erkennt, wendet er sich treuherzig an ihn und meint:

„Sie können nicht gehört und gesehen haben, Herr Geheimsekretär, wessen ich hier beschuldigt werde.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht,“ erwiderte dieser, „es mußte so etwas vor meinem Eintritt geschehen sein.“

„Und das war nicht der Fall, ich erwehrt mich nur ungerechter Anschuldigungen.“

„So kann und wird Ihnen nichts geschehen; folgen Sie nun aber lieber der jetzt wenigstens indirekt ausgesprochenen Aufforderung.“

„Ja wohl, das will ich thun, und will mit leichtem Herzen gehen, als ich gekommen. Mag es nun kommen, wie es will, in diese Höhle setze ich meinen Fuß nie wieder.“

Damit ging der ehrfame Handwerker fort und war gefast, trotzdem er wußte, daß er der Rache dieses Vampyr's sicher sein konnte. Rinaldowsky wurde für gewöhnlich nur dann aufgeregt, wenn er einen Geldverlust hatte, aber er ergrimmt auch, wenn jemand sich gegen die Majestät seines Geldsacks auflehnte. Außerlich gab er davon so leicht nichts zu erkennen, und auch jetzt deutete er mit einer gewissen Vornehmheit auf einen leeren Sessel und meinte:

„Nehmen Sie Platz, Herr Geheimsekretär. Ich meine, Sie müssen es gehört haben, wie ich jenen frechen Eindringling zum Verlassen meiner Wohnung aufforderte.“

„Nicht das Mindeste habe ich davon vernommen. Das muß unbedingt vor meinem Eintritt geschehen sein, wenn es geschehen ist.“

„Wenn es geschehen ist? Herr Geheimsekretär! Ich hoffe doch, Sie bezweifeln die Wahrheit meiner Behauptung nicht?“

„Ich setzte nur den Fall . . . Ich komme . . .“

„Ach ja, Sie bringen mir mein Geld. Dreihundert Thaler Kapital und die vierteljährlichen Zinsen hierzu mit neunzig Thalern. Sie waren meine letzte Hoffnung, denn ich habe diesmal an gewissenlosen Schuldnern, wie Sie eben einen hier sahen, vielen Schaden erfahren.“

„Wenn ich auch diesmal noch nicht Alles bringe . . .“

„Nicht? Nicht Alles? Sie sind doch sonst ein ordnungsliebender Mensch, es wundert mich förmlich, denn Sie haben sich doch wechselfelmäßig verpflichtet.“

„Weil Sie es wünschten — nur der Form wegen, wie Sie sagten, und ich thue, wie versprochen, was ich kann.“

„Und Sie haben nicht gehört, wie ich diesen Mann vergeblich aufforderte, meine Wohnung sofort zu verlassen?“

„Nein, ich sah Sie zwar in Aufregung . . .“

„Nicht wahr, in einer Aufregung, die Ihnen sagen mußte, daß man mich in meiner Wohnung beschimpfte und bedrohte?“

„Soweit geht meine Phantasie nicht; ich kann nur sagen, was ich gesehen und gehört.“

„Ja, ja, etwas Anderes können Sie nicht. Also wie steht's mit der fälligen Schuld?“

„Sie bekommen an Kapital und Zinsen noch 390 Thaler, ich bin glücklicher Weise in der Lage, Ihnen heute 250 Thaler überbringen zu können, mit dem Rest werden Sie sich gegen Gewährung der bis jetzt ausgemachten Zinsen wohl gern gebulden.“

„Schon wieder gebulden? In einer Zeit, da der Thaler so viel werth ist wie ein Dukaten?“

„Sie werden die kleine Summe nicht vermissen.“

„Das denken Sie, das denken alle Leute, die zu bezahlen haben. Leute, denen das Geld zukommt, wissen den Werth des Geldes in heutiger Zeit besser zu bemessen, weil sie glänzende Geschäfte zu machen verstehen. Aber das begreifen Sie nicht, Sie begreifen nicht einmal, wie weh es Jemandem thun muß, sich beleidigt zu sehen und getränkt und bedroht in seiner Wohnung von Leuten, an denen er Barmherzigkeit geübt.“

„Aber darum handelt es sich doch jetzt gar nicht.“

„Darum handelt's sich jetzt gar nicht, das ist richtig, aber es handelt sich um mein Geld, das Sie mir auch heut noch nicht richtig zurückerstatten wollen, nachdem ich so lange Nachsicht geübt.“

„Zurückerstatten — Ihr Geld? Herr Rinaldowsky, sagen Sie das nicht. Ihr Geld haben Sie, haben Sie auf Heller und Pfennig. Nur von den Wucherzinsen bin ich heute noch in der traurigen Lage, Ihnen einen Theil schuldig bleiben zu müssen.“

Einen stehenden, giftgetränkten Blick warf Rinaldowsky bei dieser Bemerkung auf seinen Schuldner, und trocken Tons erwiderte er:

„Ich sehe, daß unsere Prinzipien nicht zusammenstimmen; unter solchen Umständen kann's auch keine weiteren Geschäftsbeziehungen unter uns geben.“

Der Beamte ahnte, was diese Worte zu bedeuten hatten;

das bleiche, stehende Antlitz seines Sohnes trat ihm vor die Augen. Er rang nach ergebungsvoller Fassung, er schluckte die Regung des Ehrgefühls vor dem höhennenden Schurken hinunter, seine zeitweilig hochaufgerichtete Gestalt sank zusammen und fast demüthig erklang seine Stimme, als er vorstellte:

„Ich wollte mich nur entschuldigen, Herr Rinaldowsky; im Uebrigen weiß ich ja, daß Sie Ihr Geld so hoch wie nur möglich zu verwerthen das Recht haben. Aber Sie werden doch zugeben, daß Sie bei mir noch nichts eingebüßt, und überzeugt sein, daß Sie bei mir nichts einbüßen können.“

„So, meinen Sie? Wissen Sie so genau, daß ich inzwischen mein Geld nicht viel besser verwerthen konnte?“

„Besser als zu 120 Prozent!“

„Das Risiko nicht zu rechnen.“

„Welches Risiko konnten Sie haben?“

„Sie konnten sterben.“

„Dann war noch meine Familie da.“

„In deren Belieben es dann stand.“

„Stand das nicht auch in meinem Belieben?“

„Doch nicht so ganz. Einem Staatsbeamten kann es durchaus nicht gleichgültig sein, wenn sein Sohn als ehrlos den Offizierscharakter verliert und davongejagt wird.“

„Herr Rinaldowsky!“

„Nun, was ist? Was wollen Sie mit diesem Tone?“

„Unterstehen Sie sich nicht noch einmal...“

„Was? Nicht unterstehen in meinem eigenen Zimmer! Sie sind mir schuldig und sprechen von unterstehen? Zahlen Sie mir mein Geld und dann unterstehen Sie sich nicht noch einmal, über meine Schwelle zu kommen.“

Der Beamte kämpfte einen furchtbaren Kampf in seinem Innern, aber die Befonnenheit gewann die Oberhand:

„Hier sind 250 Thaler abschlägig. Ich werde Ihnen dieser Tage das Uebrige, 140 Thaler schaffen. Geben Sie mir jetzt meine Quittung.“

„Wozu eine Quittung? Sie bekommen den Wechsel zurück, wenn Sie mir 390 Thaler zahlen, andernfalls erhebe ich morgen Klage gegen Ihren Sohn.“

„So wenig Rücksicht wollten Sie beweisen, nachdem Sie soviel an uns verdient haben?“

„Was geht es Sie an, was ich an Ihnen verdient habe? Habe ich Sie etwa gebeten, mich das an Ihnen verdienen zu lassen? Hätte ich das Geld nicht an einem Andern ebenso gut verdienen können? Ich habe Rücksichten genommen, aus Mitleid...“

„Sie sprechen von Mitleid, während wir Ihnen den letzten Blutstropfen hingeben mußten?“

„Letzten Blutstropfen? Ha, ha, das ist wirklich zum Todlachen. Der Herr Sohn geht in der Lieutenantuniform herum und hat Zutritt zum Hofball, Fräulein Tochter geht in Federhut und Schleier, der jüngere Herr Sohn muß anstandshalter studiren, und bei solchem Bettelstolz...“

Mirabeau (s. das Portrait S. 56), mit seinem vollen Namen Honoré Gabriel Riquetti, Graf Mirabeau, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Remours in Frankreich geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis von Mirabeau, einer im 13. Jahrhundert aus Florenz eingewanderten italienischen Familie entstammt, war ein talentvoller, herrschsüchtiger, ehrgeiziger Mann, der sich in zahlreichen Schriften als „Menschenfreund“ (Ami des hommes) aufspielte, seine Familie aber auf das Empörendste tyrannisirte. Er verstieß seine Frau und lebte mit seinen Söhnen, gegen die er im Ganzen nicht weniger als 54 Lettres de cachet (Haftbriefe) erließ, in beständigem Krieg. Der junge Honoré, von athletischem Körperbau, leidenschaftlich, energisch, geistig hochbegabt, wurde, 15 Jahre alt, in ein Militärpensionat geschickt und trat zwei Jahre später als Lieutenant in das Cavallerieregiment Berry; vom Vater im Stich gelassen, verließ er den Dienst, heirathete ein adeliches Fräulein, von dem er sich jedoch bald trennte, um mit einer verheiratheten Frau, Sophie von Monnier, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Er flüchtete mit ihr nach Holland, und suchte sich durch Schriftstellerei zu ernähren. Wegen Entführung zum Tod (?) verurtheilt, wurde er 1777 zu Amsterdam mit seiner Geliebten verhaftet und nach Frankreich ausgeliefert. Man „begnadigte“ ihn zu Gefängniß und sperrte ihn 42 Monate lang im Donjon von Vincennes ein, während Sophie in ein Kloster gesteckt ward. Nachdem er schon früher eine Abhandlung „über den Despotismus“ verfaßt hatte, schrieb er in Vincennes sein

„Herr Rinaldowsky!“ rief der Beamte, sich hochaufrichtend.

„Nun, was beliebt?“ fragte der Andere mit höhnischem Grinsen.

„Sie sollen morgen Ihr gesamtes Guthaben empfangen.“

„Soll mir sehr lieb sein, Herr Geheimsekretär, sehr angenehm soll es mir sein, aber halten Sie besser Wort als bisher. Ich gehöre noch so zur alten Schule, wissen Sie, Herr Geheimsekretär, wo es hieß: ein Wort, ein Mann.“

Der Andere antwortete nicht mehr, denn er fühlte, daß er den Höhnenden zerreißen könnte. Halb besinnungslos eilte er aus dem Zimmer ins Vorzimmer und von da die Treppe hinunter und hinaus an die frische freie Luft.

Wer weiß, wie weit der so im Innersten seines Herzens Verlekte dahingestürzt wäre, wenn er nicht unten auf der Straße den Sohn erblickt hätte, der ihm, nachdem er vergeblich zu Hause angefragt, hierher gefolgt war und, Schlimmes ahnend beim Anblick der verstörten Mienen, den Vater mit der Frage begrüßte:

„Um Gott, mein lieber Vater, was ist dir? Hat man etwa gar gewagt, dich zu beleidigen?“

„Ja, jener Glende hat's gewagt, er, der von unserem Lebensmarke zehrt, hält sich auch berechtigt, an unserer Ehre zu nagen.“

„Er soll es büßen, verlaß' dich darauf, Vater.“

„Aber zuvor muß er bezahlt sein.“

„Ja, er muß bezahlt sein, und das soll er auch noch heute. Hast du ihm die Summe gezahlt?“

„Er nahm sie nicht, er will das Ganze.“

„Er soll das Ganze haben, und zwar noch heute; ich habe das Uebrige hier in meiner Tasche.“

„Franz, du hast gespielt,“ rief der Vater vorwurfsvoll.

„Nicht, nicht; mit was hätte ich spielen sollen? Aber sie, sie, die mich so vieler Sorgen Last mit freudigem Muth so lange tragen ließ, sie hat es geahnt, daß ich am Wendepunkte meines Lebensglückes stand und sie fühlte sich gedrungen, mir aufzunöthigen, was ihr als Kostbarstes an Schmuck gehörte.“

„Glückliches Kind, du wirst wahrhaft geliebt. Aber demüthigte dich diese Hilfsleistung nicht?“

„Sie ließ mir keine Wahl, sie schnitt jedes Wort der Weigerung ab, und der Ort ließ eine Auseinandersetzung nicht zu. Es handelt sich auch nur um ein paar Tage, denn ich erwarte den Preis für eine Preisschrift, deren Erfolg mir heute Morgen bereits mitgetheilt wurde.“

„Das ist ein warmer Sonnenstrahl am kalten Neujahrmorgen, der wunderbare Wärme in unserer Wohnung und langentbehrtes Licht verbreiten wird. Aber ich möchte nicht wieder zu dem Manne gehen, dessen Haus ich soeben mit tiefgebeugter Seele verlassen.“

„Das sollst du auch nicht, Vater, verfahren mit den Mitteln um unser unfreiwilliges Verhältniß für immer zu lösen und meinen Ehrenschein zurückzukaufen, kann ich ihm entgegentreten, wie sich's gebührt.“

(Fortsetzung folgt.)

berühmtes Buch „über die Haftbriefe und die Staatsgefängnisse“, und — eine Anzahl sehr frivoler Romane. Die Briefe, welche er aus seinem Kerker an die Geliebte richtete, und die 1792 veröffentlicht wurden, bilden die sentimentale Ergänzung dieser Romane. Nach seiner Freilassung im Jahre 1780 abenteuerte er in Frankreich, England, Preußen herum, und verkaufte seine Feder erst den Holländern, dann der französischen Regierung, die ihn in geheimer Mission nach Berlin schickte. Dabei wußte er aber stets sich in den Mantel des Volkstribuns zu hüllen. Schon vor der Revolution befolgte er die Taktik, Diejenigen, welche ihn bezahlten, anzugreifen, um besser bezahlt zu werden. Mit seiner Thätigkeit in der Revolution werden wir uns später eingehend beschäftigen. Jetzt nur so viel: bereits vor dem Bastillensturm bot er sich dem Hof Ludwigs des Sechszehnten an; in grenzenloser Selbstüberschätzung glaubte er die Revolution beferrigen und dem König verkaufen zu können. Ludwig XVI. war, trotz seiner Beschränktheit, klug genug, hieran zu zweifeln; dies, und der Stolz der Marie Antoinette, die mit einem so anrüchigen „Demagogen“ nichts zu thun haben wollte, verzögerten den Kaufkontrakt, der formell erst im Mai 1790 abgeschlossen wurde. Obgleich der Kaufpreis ein hoher war, so genügte er doch nicht den extravaganten Bedürfnissen Mirabeau's, der wiederholt in die Demagogenrolle zurückfiel, um Zuschüsse zu erpressen. Natürlich ging die Revolution ihren eigenen Gang und Mirabeau starb am 2. April 1791, ohne die Monarchie gerettet zu haben.